

Die Liebe wird uns auseinanderreissen

Vor vierzig Jahren nahm sich Ian Curtis das Leben. Als Sänger von Joy Division war die Verzweiflung sein Thema

ALEXANDER GRAU

Es sind Zeilen von verstörender Traurigkeit und poetischer Stärke. Zeilen wie diese: «Beyond all this good is the terror, the grip of a mercenary hand.» Geschrieben hat sie Ian Curtis, der Sänger von Joy Division, jener Band, die aus Manchester kommend Punk und Post-Punk mitgeprägt hat. Dass Curtis zu einer mythischen Figur geworden ist, hat aber auch damit zu tun, dass er sich vor vierzig Jahren, am 18. Mai 1980, in seinem Haus in Macclesfield das Leben nahm.

Die Versuchung ist gross, Ian Curtis in die Galerie jung verstorbener Rebellen einzureihen, mit James Dean, Jim Morrison, Kurt Cobain oder River Phoenix. Doch hat sein Schicksal wenig zu tun mit einer Live-fast-die-young-Romantik. Zu kalt und zu klar ist die Musik von Joy Division, zu schonungslos und prägnant sind die Texte.

Die Geschichte der Band beginnt am 4. Juni 1976 in Manchester. Da spielen die Sex Pistols in der Lesser Free Trade Hall. Unter den gerade einmal 43 Gästen finden sich auch Peter Hook und Bernard Sumner, die sich von den Punk-Rebellen zu einem eigenen Bandprojekt inspirieren lassen. In das musikalische Abenteuer stürzen sie sich zusammen mit Terry Mason, der zunächst den Gesangspart übernimmt. Ein paar Monate später können sie aber Ian Curtis als Sänger gewinnen; später stösst noch der Schlagzeuger Stephen Morris dazu.

Das Punk-Virus

Kurz vor ihrem ersten Konzert im Mai 1977 geben sich die Musiker den Namen Warsaw – nach dem Instrumentalstück «Warszawa» auf David Bowies LP «Low». Anfang 1978 einigt man sich auf Joy Division. Nur 27 Monate wird die Band in dieser Form bestehen und in dieser Zeit bloss 29 Songs auf Vinyl pressen. Es reicht für eine stilbildende Wirkung und einen langen Nachhall (ohne Curtis wird die Formation später überdies unter dem Namen New Order eine zweite Karriere im unbeschwerten Elektro-Pop antreten).

Schon mit ihrem ersten Album «Unknown Pleasures» sichert sich Joy Division einen festen Platz im Pop-Pantheon. Im Vergleich zum Disco-Sound der späten siebziger Jahre und zum Glam- und Hardrock wirkt die Aufnahme karger, fremder, ehrlicher. Dabei ist «Unknown Pleasures» ein Über-



Ian Curtis bei einem Auftritt in Rotterdam, 1980.

ROB VERHORST / REDFERNS / GETTY

gangswerk, dessen Wurzeln im Punk noch deutlich zu hören sind.

Verantwortlich für den Sound ist der brillante Produzent Martin Hannett. Er sorgt für eine kalte, schwere Atmosphäre. Gitarre und Bass mischt er in den Hintergrund und akzentuiert das stumpf treibende Schlagzeug neben dem weltmüden Bariton von Curtis. So entstehen Klangräume von faszinierender Intensität, wie etwa das magische «She's Lost Control», dessen repetitive Melodie-

schleifen sich immer tiefer in eine imaginäre Dunkelheit schrauben. «Unknown Pleasures» wird von der Kritik als Meisterwerk gefeiert, doch der kommerzielle Erfolg stellt sich nur langsam ein.

Im Dezember 1978 hat Curtis einen Epilepsieanfall. Die Krankheit begleitet ihn von nun an. Mehrmals in der Woche durchlebt er eine Attacke. Die Medikation führt zu erheblichen Stimmungsschwankungen und verstärkt Curtis' ohnehin depressive Veranla-

gung. Die Reizüberflutung bei den Live-Konzerten erweist sich als verhängnisvoll. Mehrmals bricht er auf der Bühne zusammen.

Jeder Live-Act ist für Curtis eine Qual. Er leidet unter Lampenfieber, der Angst zu versagen und daran, den eigenen Vorstellungen nicht gerecht zu werden. Zugleich zeigen die wenigen existierenden Live-Mitschnitte, dass Curtis im Moment des Auftritts auf eine entrückte Weise ganz bei sich selber ist. Mit

geschlossenen Augen, das Mikrofon fest umschlungen, deklamiert er seine Texte, in die er geradezu zu versinken scheint. Sie geben ihm den Halt, den ihm die Welt nicht mehr geben kann.

Eine kleine Europatournee führt die Band bis nach Westberlin, wo 150 Eingeweichte ihren Auftritt im dortigen Kant-Kino verfolgen. Auf der Tour lernt Curtis die gebildete, aparte Journalistin Annik Honoré kennen. Der sensible Sänger, seit 1975 mit seiner Frau Deborah verheiratet und Vater einer kleinen Tochter, ist von der Situation überfordert. Tief geprägt von bürgerlichen Idealen, weiss er keinen Ausweg aus seinem Liebesdilemma.

Gleichzeitig beginnt die Band im Frühjahr 1980 mit den Aufnahmen zu «Closer». Curtis selbst wählt das Coverfoto aus – das Bild einer Skulpturengruppe auf dem Friedhof Staglieno in Genua. Für «Closer» schärft der Produzent Hannett seine ästhetische Grundidee weiter. Unter allen Songs liegt ein Synthesizer-Teppich, der die kargen Instrumente aus ihrer Isolation reist. Doch zusammengehalten werden die Songs von Curtis' sonorem, kühlem Bariton, der den um Tod, Verlust, Einsamkeit, Schuld und Verderben kreisenden Texten erst ihre beklemmende Wirkung verleiht.

Flüchtige Gegenwart

Ian Curtis, der Kafka, Gogol und Burroughs liest, gibt sich in seinen Lyrics nie mit jugendlichen Klagen zufrieden. Es geht ihm nicht darum, kaputtzumachen, was einen kaputtmacht. Denn die Verwerfungen der Welt sind viel tiefer, existenzieller, metaphysischer: «Existence, well, what does it matter? I exist on the best terms I can. The past is now part of my future. The present is well out of hand», singt Curtis im sinistren «Heart and Soul». Hoffnung kann es angesichts dieser existenziellen Verzweiflung nicht geben.

«Closer» ist der atmosphärische Nullpunkt, ein Monolith, ein Meilenstein. Das Kondensat eines Zeitalters. Und zugleich ein Monument für die Ewigkeit. Nie klang Pop-Musik düsterer, illusionsloser – aber auch wahrhaftiger. Das Album erschien knapp neun Wochen nach Curtis' tragischem Tod. Er wurde 23 Jahre alt. Auf seinen Grabstein liess seine Frau Deborah die Titelzeile seines grössten Hits eingravieren: «Love will tear us apart» – die Liebe wird uns auseinanderreissen.

Ein Glas gegen den Corona-Blues

Im Lockdown feiert die Happy Hour ein Comeback. Doch beim Apéro geht's nicht einfach ums Trinken – es ist ein soziales Ritual

VIOLA SCHENZ

Okay, Corona hat uns also diese textilen Maulkörbe verpasst, die Arbeit genommen, Ferien und Konzerte vermässelt, das Ausgehen abgewöhnt. Etwas aber hat es uns zurückgegeben, ein Ritual, das in jenen Immer-schneller-immer-dringender-immer-länger-Zeiten davor in Vergessenheit geraten war: die Cocktailstunde. Eine anekdotische Beweiserhebung in jüngster Zeit ergibt Folgendes: Meldet man sich nach (nicht) erledigter Arbeit telefonisch, so von Home-Office zu Home-Office, bei Freunden, die man in normalen Zeiten nun treffen würde, erwischt man sie oft bei Drinks: schon beim Genuss oder noch bei der Zubereitung. Shaker und Seihier werden aus den hinteren Lagen der Wohnzimmerschränke wieder hervorgekramt, Martini-Gläser entdeckt und entstaubt.

Die Zwangsversesshaftung mit Videokonferenzmarathon und Schularbeitenüberwachen verlangt abends nach Trost, nach einem adäquaten Drink. Hier kommt nur der Cocktail infrage, denn er sorgt dreifach für Ablenkung, Abwechslung und Exotik im Heim. Kaum ein Getränk lässt sich so gut nach Stim-

mung, Wetterlage und Kühlschranksinhalt ausrichten, es changiert zwischen salzig, sauer, süss, bitter und herb. Angeblich kann man mit nur vier Alkoholika 70 verschiedene Cocktails mixen.

Vielleicht eine Spur Eiweiss?

Ihre Vollendung wiederum erfordert Konzentration, Präzision, Organisation, Verantwortung – die Zutaten wollen vorhanden und vorbereitet sein. Man muss also rechtzeitig den Eiswürfelvorrat prüfen, zarte Minzblätter zupfen, Sirup anrühren (natürlich nur mit braunem Zucker), Zitronen wässern, Salzkrusten zaubern, Zesten abreiben. Aufwendig, aber möglich – im Gegensatz zu Nudeln und Mehl sind Zitronen und Oliven ja Gott sei Dank selten ausverkauft.

Wenn wir von Corona eines gelernt haben, dann das: In Krisenzeiten sind Rituale wichtig, ganz wichtig. Ein guter Mixed Drink braucht Gewissenhaftigkeit und Zeit, und Letztere haben die meisten von uns gerade zur Genüge. Wein geht also gar nicht, der landet viel zu schnell im Glas, Bier ebenso, ausserdem ist man der Corona-Extra-

Witze müde. Da wendet man sich lieber ernststen Fragen zu: Gehen statt Limetten auch Zitronen? Schmeckt der Whiskey Sour mit Eiweiss besser? Und nicht minder wichtig: Sollte man eine Margarita-Variante mit Pisco probieren?

Und liegt der Abend doch noch in gewisser Ferne, nun gut: It must be five o'clock somewhere! Der allzeit praktische Spruch aus British-Empire-Tagen soll sich auch in gegenwärtigen Krisenlagen bewähren dürfen. Schliesslich waren Cocktails ursprünglich, das heisst im 18. und 19. Jahrhundert, belebende, auf jeden Fall stark alkoholische Drinks, die Angelsachsen schon morgens zu sich nahmen.

Hier mixt der Präsident

Sie sollten alle möglichen Leiden kurieren, vermutlich in erster Linie den Kater vom Vorabend, und die allgemeine Befindlichkeit verbessern. Seinerzeit mixten sie noch Apotheker, der Beruf des Barkeepers kam erst sehr viel später auf. Ihre Bitterspirituosen aus Kräutern und Gewürzen galten als Heilmittel, wie Alkohol generell – und später kurioserweise auch Zigaretten. So

was muss doch auch gegen den Corona-Blues helfen.

Wie viele guten Dinge entstammt die Cocktail-Hour einer schlechten Idee. Sie ist eine Folge der Prohibition. Als das Volstead-Gesetz 1920 bittere amerikanische Realität wurde, traf man sich in «Speakeasies», in Flüsterkneipen, und gab sich den «Happy Hours» hin. Erst dann ging es in die Restaurants, in denen kein Alkohol serviert werden durfte, offiziell jedenfalls nicht.

Die Qualität der Hinterzimmer-Spirituosen war oft grauenvoll. Bier und Wein waren schwer zu bekommen, selbstgebrannter Fusel musste erhalten. Gin löste Whisky als Grundzutat ab, weil er nicht lange lagern und altern muss und illegal hergestellt werden konnte. Zum Badewannen-Gin kamen minderwertige Liköre, deren miesen Geschmack Aromen, Honig, Fruchtsäfte überdecken sollten. Süssliche Cocktails trinken sich ausserdem schneller – ein wichtiger Faktor, wenn jederzeit eine Razzia anstehen kann.

Als Amerika einsah, dass die Prohibition einzig Kriminalität und Alkoholkonsum gefördert hatte, hob es sie im Dezember 1933 wieder auf. Der

Cocktail und seine Stunde hatten sich da längst etabliert. Franklin Roosevelt machte seine «Cocktail-Time» zum geselligen Ritual im Weissen Haus, the president himself mixte dann für engste Berater und Familie.

Der Drink zur Balkon-Arie

Auf den Getränkearten hatte sich die Geheimsprache der Speakeasies schon niedergeschlagen. Dort finden sich noch heute Julep, Smash, Cobbler, Mule, Sangaree, Prairie-Oyster, Crusta, Toddy, Sling, Flip, Snapper, Highball, Colada oder Shooter. Die wenigsten wissen, was diese Varianten im Einzelnen genau sind. Schon um das Wort «Cocktail» ranken sich ein halbes Dutzend etymologische Mythen.

Die Corona-Ausgangssperre hat bisher nur den «Quarantini» hervorgebracht, allerdings ohne Rezept, sowie den «Trumptini» (zu gleichen Teilen Bleich- und Desinfektionsmittel). Es fehlt also bis jetzt der passende Apéro zur abendlichen Balkon-Arie. Schon damit die «Spritz mit Strohalm und Orangenscheibe vor Sonnenuntergang»-Fotos in den sozialen Netzwerken endlich abgelöst werden. Cheers!